

NDR Info Hintergrund

Donnerstag, 14. September 2023

Das blaue Wunder
Die jüdisch-bucharische Gemeinde in Hannover
Von Michael Hollenbach

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2391
www.ndr.de/info

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Vor zehn Jahren hat die jüdisch-bucharisch-sephardische Gemeinde die evangelische Maria-Magdalenen-Kirche in Hannover-Ricklingen übernommen und zu einer Synagoge umgebaut. Nun ist ein neuer prächtiger Gemeindesaal entstanden und eine Mikwe, ein rituelles Bad –eines für Frauen, eines für Männer. Noch sind an diesem Juli-Tag die Handwerker voll im Einsatz. Eigentlich sollte das Zentrum schon im Sommer feierlich eröffnet werden – nun wird es wohl im Herbst soweit sein. Doch dass sich alles verzögert hat, das sei nicht so tragisch, sagt Michael Krebs vom Vorstand der Gemeinde. Denn es sei schließlich eine Investition in die Zukunft.

Das ist eine der Gemeinschaften hier im Judentum in Deutschland mit den meisten Jugendlichen, das ist ein Schatz, den wir haben. Deshalb haben wir auch so viele Investitionen getätigt.

Insgesamt kostet der Ausbau des Zentrums rund 1,8 Millionen Euro - finanziert durch Zuschüsse des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen, durch Spenden und Eigenmittel.

Wir gucken nach vorne, da müssen wir zusehen, dass wir jüdische Schulen haben, Kindergärten haben und alles, was damit zusammenhängt. So dass wir nicht plus zehn Jahre gucken, sondern wir müssen ja plus 30, plus 40 sehen. // Wir müssen (...) das Leben so leicht gestalten, so dass es keine Umstände macht, jüdisches Leben zu leben. Von sich aus ist es nicht simpel, es ist mit sehr vielen Gesetzen und Traditionen verbunden.

Sagen Ewen und Ruben Motaev vom Vorstand der Gemeinde. Konkret plant die jüdisch-bucharisch-sephardische Gemeinde auf ihrem weitläufigen Gelände auch eine Kindertagesstätte zu errichten – und – mittelfristig – in Hannover-Ricklingen auch eine jüdische Schule, die dann allen Kindern offenstehen soll.

Bundesweit gibt es knapp 2.000 bucharische Jüdinnen und Juden, in Hannover sind es rund 400. Hier stammen viele Familien aus dem usbekischen Samarkand, erläutert Ruben Motaev.

Ursprünglich sind das mehrere Familien. Nach den Jahrzehnten ist es so passiert, dass die Familien sich erweitert haben, die Juden aus Österreich, die zu uns gekommen sind, und umgekehrt ist leider auch passiert, dass unsere Menschen nach Österreich ausgewandert sind. Aber die Familien wachsen. Jedes Jahr haben wir zig Bar Mitzwa, wir haben zig Brit Mila. Das ist das Gefühl, dass Gemeinde nach vorne kommt.

Also die Feiern der Beschneidung der neugeborenen Jungen und das Ritual der Religionsmündigkeit der Jugendlichen.

Die bucharischen Juden stammen ursprünglich aus den zentralasiatischen Ländern der ehemaligen Sowjetunion. Doch der Name ‚bucharisch‘ sei etwas irritierend, meint Michael Krebs.

Es sind Juden, die in Kirgistan, Usbekistan, Tadschikistan, Kasachstan leben. Und das ist dann im späten 18. Jahrhundert so festgelegt worden durch ausländische Rabbiner. Aber im Grund bezieht sich das nicht nur auf Buchara, sondern auf andere Städte in diesem Gebiet von Usbekistan, Tadschikistan und Kirgistan.

Der Name bezieht sich auf das Kalifat Buchara, das 1920 von den Bolschewiken aufgelöst wurde.

Alten Erzählungen nach sind jüdische Familien bereits nach der babylonischen Gefangenschaft im 6. Jahrhundert vor Christus nach Zentralasien gezogen.

Die jüdische Geschichte in dieser Region Zentralasien, reicht sehr lange zurück. Erste schriftliche Belege legen nahe, dass das schon vor unserer christlichen Zeitrechnung jüdische Gemeinden in der Region gab.

Der Potsdamer Orientalist Thomas Loy hat sich intensiv mit den bucharischen Juden beschäftigt.

Vor Christus gibt es die Nachricht im Buch Esther über die antiken jüdischen Diasporen, dass zu dieser Zeit auch schon in allen Teilen oder Provinzen des persischen Reichs jüdische Gemeinden existiert haben.

Das biblische Buch Esther entstand wahrscheinlich im dritten Jahrhundert vor Christus. Über die Jahrhunderte gab es einen regen Austausch mit Zentralasien, erläutert der Wissenschaftler.

Die plausibelste Erklärung ist, dass die Regionen damals schon verknüpft waren und nicht so isoliert, wie man sich das heute vorstellt und nicht nur Juden, sondern auch andere Glaubensgemeinschaften, Händler, unterwegs waren und sich auf den – was man dann irgendwann Seidenstraßen genannt hat – an diesen Orten niedergelassen haben und ihre Religion weiterverfolgt haben und Gemeinden gegründet haben.

Die später so bezeichneten bucharischen Juden hatten in einem islamisch geprägten Umfeld lange Zeit wenig Kontakt zu anderen jüdischen Gemeinden, beispielsweise aus Europa. Aber:

Innerhalb des Islam war es für Juden und auch Christen über Jahrhunderte möglich, ein eigenes selbstverwaltetes Gemeindeleben aufrecht zu erhalten. Man darf das nicht vergleichen mit Situationen, wie wir sie in Europa hatten mit Pogrom und Verfolgungen und sehr schwierigen Zeiten. Solche Fälle gab es vereinzelt auch in der muslimischen Welt, aber sehr viel weniger, als wir das aus Europa kennen.

Und dennoch gab es im 18. und 19. Jahrhundert auch Wellen der Zwangskonversion zum Islam. Michael Krebs spricht von sogenannten Krypto-Juden: nach außen muslimisch, innen jüdisch. Vor allem dem aus Marokko stammenden Juden Josef ben

Moses Mamon al-Maghribi gelang es Ende des 18. Jahrhunderts, das religiöse und kulturelle Leben der bucharischen Juden wieder zu beleben.

Der hat dann mit großer Kraft den sephardischen Ritus eingeführt, der bis heute hier auch gilt. Der hat auch die jüdischen Gemeinden stabilisiert, und das ist die Rückkehr aus dieser Zwangskonversion hin zum eigentlichen Judentum.

In vielen Bereichen, so Thomas Loy, sei es zu einer Akkulturation gekommen. Bestimmte – eher muslimische - Hochzeitszeremonien der Region seien im Lauf der Zeit von den jüdischen Familien übernommen worden. Und auch die Musik werde gleichermaßen von Muslimen und Juden gesungen und gespielt.

Die bekanntesten, begabtesten Musiker, Sänger, Tänzer in der Region waren und sind immer noch bucharische Juden. Auftritte von Gruppen, die heute nicht in Zentralasien beheimatet sind, sondern in New York und auch in Israel, die werden sowohl von der muslimischen Bevölkerung Zentralasiens besucht und für gut befunden als auch vom jüdischen Teil der Bevölkerung.

Mittlerweile leben nur noch wenige jüdische Familien in Zentralasien. Seit der letzten Auswanderungswelle Ende der 1980er Jahre leben heute die meisten bucharischen Juden in Israel und den USA. Doch das Erbe der alten Heimat werde bewahrt.

Da gibt es im Prinzip für jede Stadt in Zentralasien mit einem jüdischen Friedhof eine Gruppe von Menschen, die heute in USA, Israel oder sonst wo leben, die sich zusammentun und dafür sorgen, dass man sich um die Friedhöfe in Zentralasien kümmert.

Denn jüdische Friedhöfe werden als „Haus der Ewigkeit“ bezeichnet. Im Judentum gibt es keine befristeten Grabstätten, sondern die ewige Totenruhe.

Immer wieder kehren Migranten in die alte Heimat zurück – aber nur zu Besuch. Auch aus Hannover, wo der Ausbau des Zentrums bald fertig sein wird. Die Fassade des repräsentativen Zentrums erstrahlt ganz bewußt in tiefen Blautönen, erläutert der hannoversche Gemeindevorstand Michael Krebs.

Durch die Verfolgungen über Jahrhunderte haben die Juden gelernt, sich zu verstecken. Sie haben die Farben weggenommen, sind in Häuser gezogen zwischen andere Häusern, sind in Gebiete gezogen, wo sie nicht auffällig waren. Das heißt: Rückzug, um zu überleben. Dabei sind die Farben verloren gegangen. (...) Es ist mir ein ganz großes Anliegen, uns nicht mehr zu verstecken, nicht irgendein protestantisches Weiß oder eine Farblosigkeit von irgendeiner Kirche anzunehmen, sondern ich wollte, dass die Juden, die als kleine Minderheit vorhanden sind, zeigen: Wir sind da. Hier sind Juden da.

Ausdruck eines neuen Selbstbewusstseins. Zu Sowjetzeiten in Zentralasien sah das ganz anders aus. Es habe an Rabbinern und an einer religiösen Bildung gefehlt, erläutern die Wiener Kulturwissenschaftlerin Ariane Sadjed und der Potsdamer Orientalist Thomas Loy.

Ich will nicht sagen, dass die Bucharen überhaupt nicht religiöse waren. Aber wenn man Jahrzehnte lang unter sowjetischer Herrschaft lebt und auch die Art der Religiosität, die es davor gab, die war nicht so streng skriptoral orientiert, sondern es war eine orale Tradition, es war nicht so streng-institutionalisiert.

Der gelebte Glaube war durch die Sowjetunion oft ein sehr praktischer Glaube; man hat sich das von den Eltern und Großeltern abgeschaut. Es war kein Glaube, der auf eine fundierte religiöse Ausbildung zurückgreifen konnte, weil das zu Sowjetzeiten natürlich sehr eingeschränkt wurde.

Die Bucharen, die Jahrhunderte in Zentralasien gelebt haben, sind sie geprägt von dem zentralasiatischen, muslimischen und später sowjetischen Hintergrund und diesen Kulturen. Und nachdem sie davon rausgekommen sind, sind sie sehr stark damit konfrontiert worden damit, dass sie nicht richtige Juden sind wie zum Beispiel die europäischen Juden. Und dadurch mussten sie sich neu orientieren und haben auch ihre eigene Geschichte teilweise sehr abgewertet, und haben begonnen, sich den anderen Strömungen wie Chabad und Schas anzunähern, je nachdem, wo sie sich repräsentiert gefühlt haben.

Chabad Lubawitsch ist eine sehr fromme, orthodoxe Strömung; und Schas eine ultraorthodoxe israelische Partei, die sich für die Interessen der sephardischen Juden einsetzt. Beide Gruppierungen hätten sich in den vergangenen Jahrzehnten intensiv und erfolgreich um die bucharischen Juden gekümmert, sagt Thomas Loy.

Mit einer Auslegung des Judaismus, der sehr stark heute verbreitet ist, auch unter bucharischen Juden. Und unter anderem wird versucht, dieses zentralasiatische Element einzuhegen oder zurückzudrängen oder zu beseitigen und die Gruppe neu auszurichten.

Auch in der hannoverschen Gemeinde ist eine Rückbesinnung auf eine sehr traditionelle, hochreligiöse Form des Glaubens zu spüren.

Bei uns gibt es sehr strenge Regeln, (...) die zur Reinheit und zur Integrität zum Judentum führen. Das ist die entscheidende Sache, und dazu braucht man Rabbiner, die sich auch gegenseitig kontrollieren. Und auch die ausführenden Leute, wie Architekten oder Bauleute oder Vorstände müssen dann diese Sache verstehen und dann eben so durchführen, wie es die Vorgabe macht. Rituell rein muss es sein.

Sagt Michael Krebs, einer der wenigen deutschstämmigen Juden in der bucharischen Gemeinschaft. Er hatte sich vor Jahren mit der orthodoxen Gemeinde in Hannover überworfen und war zu den bucharischen gewechselt. Nun ist der

pensionierte Architekt maßgeblich am Ausbau des neuen Zentrums beteiligt: Mit akribischen Vorgaben beispielsweise für die Mikwe, das rituelle Bad.

Vieles wirkt absurd, ist aber nicht absurd. Letzten Endes kann man die Komplexität, gerade was Judentum betrifft, was wir teilweise gar nicht mehr wussten, realisiert sehen. Und dann versteht man das auch.

Michael Krebs steht vor dem Rohbau des rituellen Wasserbeckens und erläutert die Besonderheiten:

Wenn man dann hier rein geht, spricht man Brachot oder Bracha, aber hier sehen Sie die Platte unten. Das ist ein Bor Hatochton, das ist eine Urwassersituation. Sie sehen ein kleines Loch, und dieses erste Wasser, was hier reinkommt, das wird wie ein Substrat für die kultische Reinheit des ganzen Beckens erachtet.

Leitungswasser für die Mikwe zu nutzen ist tabu. Gespeist wird das Becken aus gespeichertem Regenwasser. Das Wasser in der Mikwe darf später nie vollständig erneuert werden.

Dahinten in der Ecke ist eine Vertiefung, da bleibt ein Restwasser stehen, auch wenn wir reinigen. Und somit bleibt eigentlich die Verbindung von dem Urwasser zu dem neuen, kommenden Wasser bestehen und verbindet sich wieder. Es ist eine sehr spirituelle und sehr komplexe Angelegenheit.

Die Bauarbeiten zu der Mikwe wurden von einem extra aus Israel angereisten Rabbiner überwacht:

Diese Rohre müssen geschweißt sein; die dürfen keine Muffen haben. Frischwasser darf nur in einer Richtung laufen, wie bei einer Quelle. Jede Muffe ist eine Unterbrechung. Auch die ganzen Rohre, die hier im Boden verlaufen zu den Becken, sind alle auf Gehrung geschweißt und somit dann auch rituell in Ordnung. Die Handwerker haben Muffen gelegt. Der Rabbiner kam, alles aufreißen, alles verschweißen.

Der Zugang zum Ritualbad der Frauen liegt etwas versteckt, damit nicht jeder sehen kann, wer in die Mikwe geht.

Aus privatem Grund, Datenschutz. (Lachen). Um deutsch zu antworten. Jüdisch ist es einfach Scham, man möchte seine Privatsphäre nicht zeigen, dass man seine Menstruation hatte, man möchte intim bleiben.

Denn Frauen, die ihre Periode haben, gelten als unrein und dürfen die Mikwe nicht betreten.

Dass es in Hannover nun eine allen religiösen Vorgaben entsprechende Mikwe gibt, ist für Michael Krebs auch ein Symbol:

Es ist für mich entscheidend, dass wir in die Zukunft zu gucken. Das heißt, dass die Weitergabe von Riten, von Heiligkeit, nicht von Frömmerei, sondern von einer ursprünglichen Verbindung, ein Jude zu sein, auch weitergegeben werden kann, und dazu ist die Mikwe identitätsspendend.

Die Kulturwissenschaftlerin Ariane Sadjed erforscht seit Jahren die Situation der bucharischen Jüdinnen und Juden in Wien, der größten bucharischen Community in Europa. Dass viele Bucharen heute sehr religiös sind, wundert sie nicht. Zum einen hätten sie in Zentralasien nie ein liberales Judentum kennengelernt;

das andere ist, dass viele orthodoxe und liberale europäische Juden die Bucharen nicht akzeptiert haben, und nichts haben mit denen anfangen können. (...) In Wien gibt es eine alteingesessene jüdische Gemeinde und da gab es ganz schöne Reibereien, bis heute teilweise zwischen den Aschkenasen und den Bucharen. Und die konnten dann nicht einfach da mitmachen. Und Chabad sind bekannt dafür, dass sie durch ihre Offenheit gegenüber allen möglichen kulturellen Traditionen – und auch jenen, die gar nicht religiös praktiziert haben, die dann aufnehmen und für die Schulen gründen und Synagogen, und das hat gepasst.

Vorwürfe, die Bucharen seien keine „richtigen Juden“, habe zu einer stark ausgeprägten Frömmigkeit in den vergangenen Jahren beigetragen, meint Ariane Sadjed von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Was mir erzählt wurde immer wieder, ist (...), dass wirklich viele auch der jüngeren Generation sagen, diese alten bucharischen Traditionen, die waren primitiv; das wird richtig als irreführend bezeichnet und dass sie keine richtigen Juden mehr waren. Das sind so orientalistische und teilweise koloniale Narrative, die vom 19. Jahrhundert an immer wieder über die Bucharen erzählt wurden. (...) Was mir aufgefallen ist, dass die, die jetzt viel religiöser werden, und das sind ziemlich viele, dass die teilweise versuchen, diese bucharischen Traditionen, die sie als kulturelle Traditionen beschreiben, von religiösen zu trennen. (...) Und was bleibt, ist, was in der Thora steht und was die Rabbiner als jüdisch definieren.

Zu diesen jungen, sehr religiösen Menschen gehört Eden Ailarov. Der 21-Jährige Hannoveraner erzählt, dass er erst seit einigen Monaten streng religiös lebe – nach einem Besuch in der bucharischen Gemeinde in Wien.

Ich zum Beispiel esse kein Fleisch draußen, nur zu Hause koscheres Fleisch; das muss man den Freunden auch erst erklären. Ich mache das erst seit Kurzem; dann halte ich seit Kurzem Schabat, habe mich entschlossen, den Feiertag einzuhalten; dass ich mein Handy Freitagabend ausschalte, dass ich für niemanden erreichbar bin, dass ich meine Zeit nur Gott und meiner Familien widme.

Die Verbindungen zwischen der hannoverschen und der Wiener Gemeinde sind eng – auch weil viele Ehen zwischen jungen Bucharen aus Hannover und Wien geschlossen wurden.

Es ist das allerwichtigste als Mann, eine jüdische Frau zu finden. Der zweite Aspekt ist dann bucharisch oder aschkenasisch. Ich würde nicht sagen, ich muss eine bucharische Frau heiraten, für mich ist erst mal wichtig, dass sie jüdisch ist, dass ihre Mutter jüdische ist, bzw. nach der Halacha jüdisch ist.

Eden Ailarov sagt, wenn man nun in Hannover keine jüdische Partnerin fürs Leben finde, dann helfen doch die sozialen Medien.

Heutzutage muss man es nicht schwierig machen, über Verwandte und über Oma und über Onkel aus Israel oder aus Österreich oder Amerika jemanden finden, dass man heiratet.

Eden Ailarov engagiert sich in der Gemeinde. Doch nicht alle Jugendlichen bleiben der jüdisch-bucharischen Tradition verbunden.

Wir haben schon gemerkt, dass langsam unsere Kinder, die verlieren diese Wurzeln – und das ist sehr schade.

Klagt Tatjana Normatov.

Das macht unsere Kinder schon ein bisschen – nicht kaputt, aber anders. Die müssen das weiterführen, die müssen genau wissen ihren Stamm, von wo sie kommen. Das ist sehr, sehr wichtig. Für Juden besonders. (...) die müssen Gebete machen, (...) für uns ganz wichtig, dass unsere Kinder hinter uns kommen, weil sonst ist das Gebäude leer.

Tatjana Normatov ist vor 24 Jahren mit ihrem Mann aus Bischkek, der Hauptstadt Kirgistans, nach Deutschland gekommen. Sie habe hier in der Gemeinde ihre Religion erst richtig kennengelernt. Vielleicht seien für manchen Jugendlichen die Verlockungen des modernen Lebens zu groß:

Leider gehen viele weg.

Auch sie müsse sich an die Regeln und Rituale ihrer jüdischen Religion noch gewöhnen.

Das ist wirklich sehr, sehr schwierig, weil jüdische Religion ist schwer. Wir haben mehr als 600 (...) Regeln, welche wir eigentlich alle nachgehen müssen. (...) Die Festtage alle feiern, und den Schabat halten, koscheres Essen zu Hause, das ist schwer schon.

Das koschere Fleisch werde aus Belgien oder Berlin angeliefert. Das sei doch alles sehr kompliziert.

Für mich ist mein Leben hier stark geändert.

Sie habe sich – wie viele aus der Gemeinde – eine spezielle App heruntergeladen, um immer kontrollieren zu können, was sie – nach den Gesetzen der jüdischen Religion – essen darf und was nicht.

Dann im Restaurant darf man nicht gehen und alles bestellen, was man mit Augen sehen. Das dürfen wir nicht, das passt auch nicht, Fleisch darf ich nicht. Wir müssen immer nachdenken, was wir dürfen und was nicht, das macht unser Leben wirklich schwer.

In ihrer alten Heimat Kirgistan habe sie sich auch als Jüdin verstanden, aber sehr wenig über das Judentum gewusst.

Je mehr wir wissen, je mehr wir uns bilden, desto schwerer ist es geworden. Jetzt wissen wir einfach mehr. Früher hatten wir nur in der Tradition gelebt, mit unserer Kultur. Und jetzt haben wir auch Wissen; wir sind auch gebildet in der Religion, deswegen ist es schwer geworden, besonders mit koscherem Essen.

Meine Mädels kommen ...

„Meine Mädels“, das ist der Frauenkreis der Gemeinde, den Tatjana Normatov leitet. Sie betont die besondere Verantwortung der Frauen dafür, dass die Kinder und Jugendlichen bei ihrem Glauben bleiben.

Weil das kommt alles von der Mutter, von der Frau. Die Erziehung kommt nur aus der Familie. Und wie wir uns verhalten, genauso werden unsere Kinder auch. Wir müssen Vorbild sein für unsere Kinder.

Die 48-Jährige vertritt ein eher konservatives Frauenbild.

Der wichtigste Mensch ist immer die Mutter, die Frau, weil wenn die Frau glücklich ist, motiviert und kraftvoll, dann kann sie das alles für alle teilen. Dann kann der Mann auch was nehmen; sie macht Unterstützung, und für die Kinder ist es auch ganz wichtig, wenn die Mutter glücklich ist und die Ehe gut funktioniert. Wir sind Vorbild für unsere Kinder. (...) Erziehung der Kinder fängt an in der Familie, deswegen die Frauen müssen Kultur und Tradition behalten zu Hause, so dass das normal ist.

Im Gottesdienst am Schabat sitzen die Männer und die Frauen getrennt. Die Männer unter in der Synagoge, die Frauen oben auf der Empore. Das sei für sie aber kein Problem, versichert Tatjana Normatov.

Wir fühlen uns nicht beleidigt, dass wir oben sitzen. Weil für uns ist es ganz wichtig, dass unsere Männer sich auf das Gebet konzentrieren, und wir auch, Deswegen muss man sich in der Synagoge streng anziehen, nicht wie im Theater. Wir müssen

unsere Männer nicht ablenken, die müssen beten. Und wir müssen zu Hause motivieren, dass sie in die Synagoge gehen und für uns auch beten.

An diesem Abend sind rund zehn bucharische Frauen zusammengekommen. In den Familien wird oft noch russisch gesprochen, die jüngeren sprechen dagegen meist deutsch. Hebräisch sprechen die wenigsten. Deswegen geht es nun in dem Frauenkreis darum, die Sprache der Thora zu lernen – spielerisch mit Liedern.

Frauen singen hebräisches Lied

Auch wenn es nicht immer so einfach ist: die jüdisch-bucharische Gemeinde in Hannover setzt auf die junge Generation – wohlwissend, dass der Grat zwischen Tradition und Moderne sehr schmal ist. Ruben Motaev und sein Bruder Ewen vom Vorstand der Gemeinde:

Das ist die schwierigste Aufgabe, dass man den Kern beibehält und natürlich die Jugendlichen nicht in ein Ghetto einsperrt, dass sie nicht wissen, was in der Welt passiert. (...) // Wir haben zweieinhalb tausend Jahre Geschichte, wir haben immer irgendwo gelebt, wo es nicht jüdisch war. Da machen wir uns keine Sorgen. Unser Motto: integrieren ja, assimilieren nein.